

## Das Friedensreich der Toten. Zu Allerheiligen – Allerseelen

Von Reinhold Schneider

In der Nacht, gegen Morgen, breitete sich der Nebel über den Mond; die Blätter rieseln wie Regen von den Zweigen, fremde Vogelstimmen, denen das Dämmer lieber ist als der Tag, ruhen, als wollten sie von vergessenen Gräbern sagen, und verstummen dann bald. Denn das Licht kommt nun doch und verteilt sich durch den Dunst über das Tal: lange braucht es, bis die gelben Wipfel der Pappeln sich durchgekämpft haben und zu leuchten beginnen, noch länger, bis das Licht in den Garten hinter dem Hause fällt, wo die Häher wie blaue Blitze hingeleiten unter den Edelkastanien über dem gefallenem Laub und dann und wann ein traumhafter grüngoldener Schimmer vom Gefieder des Spechtes den Stämmen folgt. Aber der Himmel verdunkelt sich wieder, und die Gedanken ziehen, wie so oft jetzt, in die Kindheit zurück. Diese Tage, da die Vollendeten die Toten grüßen, sind wohl die schönsten des Jahres gewesen; der Park breitete sich zwischen das Leben und die Welt, und der große Friede der Toten strahlte herein und war stärker als die Schwermut früher Jahre. Ein Bogen des Friedens spannt sich von jenen Tagen her über ein ganzes Dasein und unsägliches Geschehen bis zu diesem Tag; es ist, als sei das Gebirge überschritten mit den Felsenschluchten seines Grauens; Land leuchtet herauf, kein irdisches mehr, aber erfüllt von den sich entschleiern den Verheißungen der Erde. Das Friedensreich der Toten ist in diesen Tagen in der Übermacht, und die Kerzen, die ihnen brennen, sind von höherer Leuchtkraft als der Sonnenglanz des Jahres.

Der Nebel wird dichter; jetzt wird er den Turm umspinnen, der der Stadt und dem Lande geblieben ist, gleichsam die Sichtbarkeit ihrer Seele – und als ein mächtiges Zeichen, das Seelen erwecken, erheben will; und nun wird sich der Nebel auch über die Trümmer legen und sie verhüllen, die doch im Sommer, wenn das Licht sich ausschüttete und der letzte Weinstock auf dem Berge leuchtete, ihre verklärten Tage hatten. Die Stadt ist sehr seltsam geworden seit dem Abend ihres Untergangs; es ist eigentlich keine irdische Stadt mehr, und wer in ihr lebt oder auch nur sie durchschreitet, der hat die Grenze der Erde erreicht. Die hochragenden Brandmauern sprechen und wiederholen ein sonderbares Wort: »Geh nicht zurück. Nicht wieder in das Leben hinein! Hier ist das Ende. So zerfällt euer Tun und Werk. Nun haftet nicht mehr, verliert euch nicht mehr. Wir sind die Tore der anderen Welt. Bleibet, lebet nun an den Toren und tut alles im Bewußtsein jenes Zerstörungstages, der wie ein Bild und Zeichen des kommenden letzten Tages war. Hier, an den Toren, müßte die Liebe mächtiger, die Zuversicht fester, der Glaube schon geborgen sein. Denn es ist offenbar geworden, wer Herr ist, vor wem ihr leben und handeln sollt und in wessen Händen der Friede ruht und das Schwert. Ihr habt in das Feuer gesehen, vergeßt es nicht und wirkt kein Werk mehr, in dem nicht ein Keim der Ewigkeit ist, die Hinwendung zu eurem König, dessen schreckliche Majestät ihr erstes Leuchten vorausgesandt hat in eure schuldverhüllte Welt. Lebt an den Toren und haltet das Herz frei vom Gifte der Not! Die Stadt eures Lebens ist zum Schatten geworden. Wie bald kann er fallen, und ihr steht vor der Wahrheit selbst!«

Die Stadt ist auch ein Grab und damit eine heilige Stätte. Die unter den Trümmern liegen, haben alles ehrwürdig, noch teurer gemacht. Es gehört zur Würde des Menschen, daß er ein Grab mehr lieben kann als ein Haus, das ihm eigene Unglück mehr als das Glück. So ist auch die Heimat um vieles teurer geworden, seit sie unter ihren gebrochenen Mauern ungezählte Tote birgt. Auch hat das Leid, das wir einen jeden Tag aufnehmen und hinübertragen in den nächsten Tag, Kronen zu vergeben, wo keine andere Krone zu gewinnen ist. Die Stadt unserer Toten will ein neues, ein völlig anderes Leben von uns. Wir ehren sie nicht, wenn wir sie verschweigen, ihre Bilder zu verdrängen suchen. Wir wollen sie und unser Leid fest im Herzen behalten, und auch wenn die Trümmer einmal weichen und eine neue Stadt erstehen sollte, so

wollen wir uns die Trauer um die alte Stadt bewahren und *die* keinen Tag vergessen, die erlitten haben, was einem jeden hätte bestimmt sein können, und geopfert und gesühnt haben für alle. Sie sind ein neues Heiligtum der Stadt; Gedächtnis und Gebet müßten das Antlitz der Menschen prägen, die es wagen, über den Gräbern eine Stadt zu bauen. Dann würde der Turm auch, auf dessen Söller der Engel des Gerichtes steht, sich mit der neuen Stadt verbinden und ihr sein, was er der alten gewesen ist. Die Gebete werden sich um ihn sammeln, und er wird sie emportragen in das Licht, ist doch keine Stadt auf Erden, die nicht ein Schatten wäre der himmlischen Stadt, der Wohnung der Vollendeten. Die neue Stadt muß eins werden mit dem Turm, sonst hat sie, hat das Land kein Recht auf ihn: sie muß erfüllt sein von dem Glauben, von der gewaltigen Sicherheit des Emporstrebens und der Heimkehr, die den Turm errichtet haben. Sie muß sich unter das Gericht stellen, wie es die alte getan hat, als sie die Bilder ewigen Lebens fügte, die den Untergang überdauert haben; und sie muß sich den Heiligen anbe-  
fehlen und der Gnade, die mitten im Schrecken gewaltet hat. Mit den Wohnungen der Lebenden wurden auch die Wohnungen der Toten zerstört. Es ist auf dem Friedhof draußen, als sei ein gewaltiger Aufbruch geschehen, als hätten die geheimnisvollen Gäste plötzlich ihre Stätte verlassen. Einst fiel Kerzenschimmer durch die Fenster der Kapelle auf die vom Nebel be-  
netzten Grabsteine, von Blättern überschütteten Wege. Jetzt brennt keine Flamme mehr; das Dach ist zertrümmert, da und dort sind Kreuze zerbrochen, Bildwerke verletzt, die Tannen tra-  
gen die Spuren des furchtbaren Feuers, oder sie liegen hingestreckt auf den aufgewühlten Grä-  
bern, und das Licht flutet hernieder auf den Rasen, der so lange in undurchdringlichem Schat-  
ten geborgen war. Die Türen sind gleichsam offen geblieben; alles weist nach oben, in das an-  
dere Reich. Und wenn auch der Aufbruch auf Erden in Entsetzen geschieht, so ist dort oben  
doch Friede. Und wieder, zaghaft, als wage er die Erde noch nicht zu betreten, neigt sich der  
Friede herab. Denn die unversehrt gebliebenen Bäume decken mit den sinkenden Blättern die  
Spuren des Schreckens zu, die Ranken des wilden Weines glühn, und der Efeu, dem keine Ge-  
walt etwas anzuhaben vermochte, umschlingt die gebrochenen Kreuze und geborstenen Steine  
mit derselben Liebeskraft, mit der er sie einst umschlang, ehe sie heimgesucht wurden. Dem  
Tag der Toten geht ja der Tag der Heiligen voraus; sie stehen vor den Toten mit ihren gewalti-  
gen Schildern aus Licht, und vielleicht wird am Tage des Zornes auch der Ärmste noch dem  
unbekannten Heiligen begegnen, der für ihn gebetet, für ihn sich geopfert hat. – Die Schranke  
ist gefallen; wir blicken hinüber, und wir wollen fortan den Blick nicht mehr zurückwenden,  
nicht mehr an die Erde verlieren.

Aber es dunkelt früh, und die verlassene Trümmermasse baut sich zusammen zur Totenstadt,  
über die der Turm gebietet. Und wieder ist ein Tag über den Garten gegangen, und es ist  
nichts geschehen, als daß der Teppich der Blätter noch dichter wurde und die Zweige sich ein  
wenig mehr gelichtet haben. Die Stunden glitten hin wie der Flug der Vögel, der keine Spuren  
läßt. Das Gewebe der Vergänglichkeit ist fortgediehen um einen Tag, und wiederum aus grö-  
ßerer Nähe grüßt uns das große Friedensreich der Toten. Dieses Reich ist eins; alle Toten ge-  
hören ihm an, und wir wollen seiner gedenken in der Nacht, wenn die Blätter wieder ver-  
nehmlich rieseln und der Nebel sein Spiel beginnt um den Mond. Jetzt beten die Glocken in  
fernen Ländern für die Toten alle, oder die Türme beten stumm wie der unsere, und es dringt  
zu uns her wie eine mahnende Antwort: Frieden zu halten eingedenk derer, die nicht mehr  
sind. Die im Schrecken dahingegangen sind oder unter der Gewalt des Unrechts, in der Todes-  
not der Verfolgung oder im Blitz der Schlacht, haben kein dringenderes Wort an uns als: eins  
zu werden hier auf Erden und ihre Gräber zu ehren durch den Frieden eines frommen, ehr-  
fürchtigen Lebens. Ein Schimmer vom Glanz des Allerheiligentages fällt auch auf die dun-  
kelste Spur; in einem unaussprechlichen, unergründlichen Sinne sind alle geborgen — und  
auch die Welt wird geborgen sein, wenn sie ihrer nicht vergißt. 13. 10. 1945

Quelle: Reinhold Schneider, Gesammelte Werke, Bd. 9: *Das Unzerstörbare. Religiöse Schrif-  
ten*, Frankfurt a.M.: Insel, 1978, S. 419-423.

Schneider - Das Friedensreich der Toten. Zu Allerheiligen – Allerseelen (1945)